

**Buchreihe der
Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde
Herausgegeben von Margot Schindler
Neue Serie Band 23**

Erb.gut?

**Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft
Referate der
25. Österreichischen Volkskundetagung
vom 14.-17.11.2007 in Innsbruck**



**Im Auftrag des
Österreichischen Fachverbands für Volkskunde
und des
Vereins für Volkskunde in Wien**

**Herausgegeben von
Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider**

**Coverfoto: Innsbruck Richtung Nordwesten
Aufnahme und graphische Gestaltung: Richard Schwarz**

**Wien 2009
Selbstverlag des Vereins für Volkskunde**

Dresden sei eine Stadt aller Dresdner, ist eine Illusion, die nicht zuletzt durch die Verleihung des Welterbetitels erzeugt wurde.

Der Umgang mit dem Welterbetitel zeigt daher im Dresdner Fall eine deutliche Entfernung vom Alltag der Bevölkerung vor Ort. Es ist diese Kluft zwischen dem kulturellen Anspruch überlokaler Organisationen einerseits und den Menschen andererseits, die das Konzept insgesamt infrage stellt. Wie der Dresdner Fall zeigt, können sich kulturelles Erbe und Weltkulturerbe-Status noch so gut in den städtischen Habitus einpassen, sie können dennoch auf lokale Abwehrreaktionen treffen, die zur Ablehnung des Erbes führen. Der Dresdner Fall mag damit bislang einzigartig in Europa sein – er muss es nicht bleiben.

„Erinnerung, Identität, Erbe“¹ Die Neucodierung von „kulturellem Erbe“ im Kontext des Nationalstaats im Umbau

Irene Götz

„Kulturerbe“, „nationales Erbe“, „unser gemeinsames europäisches Erbe“ sind Begriffe, die ästhetische Werke und repräsentables Wissen einer „nationalen Kultur“² auf- und identitätspolitisch auswerten. Dieses Kulturkapital erlebt europaweit eine beachtenswerte Konjunktur: zum einen durch eine transnationale oder supranationale Kulturpolitik – der UNESCO oder der Europäischen Union –, zum anderen auch innerhalb der Nationalstaaten, die in Europa als Einwanderungsgesellschaften nicht nur um zivilgesellschaftliche Leitwerte, sondern auch um verbindend-verbindliche „Leitkulturen“ ringen.

Speziell in Deutschland ist diese verstärkte Orientierung an einem „nationalen Erbe“ in diesen Kontexten insofern besonders bemerkenswert, als hier in der weiteren Nachkriegszeit bis in die 1980er Jahre hinein weder der Begriff selbst öffentlich diskutiert wurde noch sein weiteres semantisches Assoziationsfeld – „nationale Kultur“, nationale Identität – positiv besetzt war oder überhaupt breitere Beachtung fand. Nach Auschwitz kann man keine Gedichte mehr schreiben – dieser einflussreiche Satz Adornos³ fasste ein kollektives „Trauma“ zusammen: Angesichts von Auschwitz hatte sich das Land der „Dichter und Denker“ mit den vom Nationalsozialismus in Mißkredit gebrachten nationalen Helden und Symbolen vollständig desavouiert.

Etwas holzschnittartig dargestellt: Das Erbe des Nationalsozialismus dominierte nach 1968, als die Generation der Söhne und Töchter das bis dato kollektive Schweigen der Väter aufzubrechen versuchte, in der Bundesrepublik Deutschland einschlägige öffentliche erinnerungspolitische Diskurse. Es schuf eine „Erinnerungslandschaft“⁴, in der Gruppen und Generati-

1 Dieses Zitat stammt aus einem Essay von Etienne François über die „Dreiheit, Erinnerung, Identität, Erbe“, wie sie seit den 1980er Jahren die Debatten um die symbolischen Repräsentationen von Geschichte und Identität bestimmen. Etienne François: Von der wiedererlangten Nation zur „Nation wider Willen“. Kann man eine Geschichte der deutschen „Erinnerungsorte“ schreiben? In: Ders., Hannes Siegrist, Jakob Vogel (Hg.): Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich, 19. und 20. Jahrhundert. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 110) Göttingen 1995, 93–110, hier: 100.

2 Zu diesem Begriff einer normativen „nationalen Kultur“ siehe vor allem Orvar Löfgren: The Nationalization of Culture. In: Ethnologia Europaea, Vol. 19, 1989, 5–24.

3 Adornos vor über 50 Jahren im Exil entstandene Aphorismen-Sammlung „Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben“ (Jubiläumsausgabe Frankfurt/M 2001) wurde in der Nachkriegszeit zur Charakterisierung der entsprechenden Stimmungslage in Deutschland viel rezipiert. Siehe hierzu auch Bernhard Giesen: National Identity as Trauma. The German Case. In: Bo Stråth (Hg.): Myth and Memory in the Construction of Community. Historical Patterns in Europe and Beyond. Bern u.a., 227–247, hier: 241: „the utmost barbarism had taken place in the nation that had based its identities on ‚Kultur‘ [...] The triumphant notion of a German Kulturturnation was replaced by the traumatising disclosure of the Holocaust. As Adorno wrote, faced with Auschwitz, there was no place left for poems“.

4 Hans Dieter Kittsteiner: Vergebliche Abschiede. Deutsche Erinnerungslandschaften. In: Neue Rundschau, 1999, Heft 4, 49–62.

onen um Deutungen und Gewichtungen im Umgang mit der Repräsentation der Geschichte des Nationalsozialismus stritten. Wenn hier – außerhalb nationaler Sportwettkämpfe, die auch vor dem „Party-Patriotismus“ der Fußball-Weltmeisterschaft 2006⁵ in der deutschen Nachkriegszeit die letzten Bastionen ungetrübt nationaler Identitätsbekundungen in West- wie Ostdeutschland waren – vor dem Epochenjahr 1989 überhaupt von nationaler Identität die Rede war, dann distanzierte man sich im allgemeinen von einer „negativen“ Identität oder befürwortete in Westdeutschland eine postnationale verfassungspatriotisch fundierte Vernunftbeziehung zur demokratischen Zivilgesellschaft. Und auch die bundesdeutsche Staatsrepräsentation kam ohne große Symbole und Riten aus – im Gegensatz gerade zu den symbolreichen sozialistischen Staaten wie der DDR mit ihren (Jubiläums-)Paraden, Aktivistenehrungen und anderen symbolischen Formen einer offiziellen Identitätsarbeit.⁶

Bemerkenswert ist also, dass der explizit verwendete Begriff „nationales Erbe“, soweit ich sehe, zumal im engeren Sinn in einer positiven wertschöpfenden Gewandung als Identifikationsanreiz, erst in jüngerer Zeit wieder und zwar von einer transnationalen Ebene aus an Deutschland herangetragen, beziehungsweise im Kontext des sich umbauenden Nationalstaats diskutiert wird. De- und Renationalisierungspraktiken gehen in den letzten 20 Jahren dabei Hand in Hand: Denationalisierung – der staatlichen Strukturen – meint in diesem Fall zum Beispiel die Erweiterung der Kulturpolitik um eine europäische Ebene: Die Rechtsakten der EU-Kulturpolitik⁷ bedingen aber gerade auch eine Renationalisierung des Kulturellen, wenn sie Bauwerke, Bücher, Bibliotheken, Bräuche und Bilder im Zuge ihrer Umcodierung zum europäischen Erbe auch zugleich als nationales Erbe mit neuem Gewicht belegen.

Entsprechend in den Kontext einer transnationalen Gedächtnisgemeinschaft und europäischen Identitätsbildung gestellt werden allerdings auch gewisse problematische Seiten des Erbes, z.B. der Holocaust, der immer häufiger sogar im Zuge der Universalisierung von Geschichte als Schlüsselmetapher für das „Menschheitsverbrechen“ schlechthin, als Zeichen für den Bruch der Zivilisation gilt, und andere dunkle Seiten der Geschichte wie gegenwärtig Flucht und Vertreibung. Sie werden auf wissenschaftlichen Tagungen, in Ausstellungen und politischen Debatten zu europäischen Gründungsmythen oder auch zu transnationalen Erinnerungsorten erklärt und hier hinsichtlich ihres identifikatorischen Potentials ebenfalls erweitert.⁸ Solche Versuche einer gemeinsamen transnationalen und dabei unterschiedliche Erfahrungen integrierenden Geschichtserzählung erscheinen mehr oder weniger erfolgreich, wie die Diskussionen z.B. zwischen polnischen und deutschen Eliten um die (trans-)nationale Pers-

pektivierung auf Flucht und Vertreibung zeigen. Denn solche, eine „Konkurrenz der Opfer“ erzeugenden „Erinnerungsorte“ sind nach wie vor mit schwer überwindbaren gegensätzlichen nationalen Deutungstraditionen über Opfer- und Täterkollektive belegt und sie erweisen sich somit für die europäische Identitätsbildung als wesentlich sperriger als das scheinbar zeitlos gültige approbierte Erbe bildungsbürgerlicher Provenienz.⁹

„Building Europe“ vermittelt sich demnach, so Gudrun Quenzel in ihrer Studie über die Kulturpolitik der Europäischen Union¹⁰, durchaus in gewissem Sinne analog zum Prozess des „nation building“ des 19. Jahrhunderts vor allem auch als ein kulturelles ästhetisches Projekt. Wie einst der nationale Raum als kultureller Raum ausgemessen und veralltäglich wurde¹¹, so imaginiert der Europäische Rat Europa nicht nur als Werte- und Kommunikations- sowie als negative Erinnerungsgemeinschaft, sondern vor allem auch als ästhetische Einheit, deren Völker bei aller Verschiedenheit auch ein gemeinsames kulturelles Erbe (z.B. eine Kunstgeschichte in parallelen Epochen, die christliche Kunst und Kultur, das Menschenbild der Aufklärungszeit) aufzuweisen hätten.¹² Wie einst die Regionen in die Nation, so werden jetzt die „nationalen Kulturen“ in den größeren europäischen Bezugsrahmen – im Sinne einer Doppelidentität – zu überführen versucht. Und wie einst beim „nation-building“ sind die WissenschaftlerInnen ganz wesentliche Akteure in diesem Prozess der Umkonstruktion der Identifikationsräume. Sind wir VolkskundlerInnen jetzt, zumindest in der mitteleuropäischen Fachtradition, nicht mehr Konstrukteure und Musealisierung einer nationalen Volkskultur, sondern als Europäische Ethnologen eher kritische BeobachterInnen der europaweiten Konstruktionsprozesse eines kulturellen Raumes Europa? Wie wollen wir uns hier verstehen?¹³

Im Folgenden wird diese Betrachtungsebene der europäischen Identitätsbildung, der Konstruktionsprozesse einer europäischen Erbgemeinschaft, verlassen und der Fokus auf die erbpolitischen Debatten innerhalb des nationalstaatlichen Bezugsrahmens gelegt. Diese sind, zumal in Deutschland, ebenfalls hochaktuell, wenngleich hier weiterhin von den Akteuren selbst der Begriff „Erbe“ kaum verwendet wird. Um trotzdem oder gerade deshalb mit dem Assoziationsfeld dieses Begriffes zu spielen: Geradezu Erbstreits um Inhalte und Bewertung-

5 Siehe das Themenheft „Patriotismus“ Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 2007, H. 1–2 (2. Januar 2007).

6 Im Zuge des „Internationalismus“ wurde in der DDR nationale Rhetorik (wenngleich in der späten DDR nicht der Begriff des kulturellen Erbes!) ebenfalls vermieden. Siehe zu den antinationalen Haltungen bis in die 1980er Jahre und den Debatten in West- und Ostdeutschland besonders Konrad Jarausch: Normalisierung oder Re-Nationalisierung? Zur Umdeutung der deutschen Vergangenheit. In: Geschichte und Gesellschaft Jg. 21, 1995, H. 4, 571–584; Harro Honolka, Irene Götz: Deutsche Identität und das Zusammenleben mit Fremden. Fallanalysen. Opladen, Wiesbaden 1999, hier: 11–27.

7 Siehe hierzu Gudrun Quenzel: Konstruktionen von Europa. Die europäische Identität und die Kulturpolitik der Europäischen Union. Bielefeld 2005.

8 Zu konkreten Quellenbelegen siehe Irene Götz: Nationale Identitäts- und Geschichtspolitik vor dem Horizont Europas. Über die Verschiebung der Grenzen zwischen Eigen und Fremd im Zuge gesellschaftlicher Denationalisierungsprozesse. In: Johannes Moser, Thomas Hengartner (Hg.): Grenzen und Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 25.–28. September 2005 in Dresden. Dresden 2006, 561–575, hier: 572–575.

9 Siehe hierzu auch Quenzel (wie Anm. 7). Holocaust oder auch Flucht und Vertreibung sind als gemeinsame, aber unterschiedlich erlebte und in der Nachkriegszeit diskursiv vermittelte Geschichtserfahrungen weiterhin trotz der wegsterbenden Zeitzeugen eher hin und her zu verschiebende Erblast für die Nachgeborenen. Dies zeigte z.B. eine Konferenz „Strategien der Geschichtspolitik in Europa seit 1989. Deutschland, Frankreich und Polen im internationalen Vergleich“ (Deutsches Historisches Museum, Berlin 8.–10.11.07), veranstaltet vom Zentrum für Historische Forschung Berlin, der Polnischen Akademie der Wissenschaften, dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (GWZO), der Freien Universität Berlin in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Museum, der Botschaft der Republik Polen in Berlin und der Botschaft der Französischen Republik in Deutschland. Siehe Andreas Mix: Jede Menge Konfliktstoff. Eine Konferenz zur Geschichtspolitik in Deutschland, Polen und Frankreich. In: Berliner Zeitung, 12.11.2007.

10 Quenzel 2005 (wie Anm. 7).

11 Siehe Löfgren 1989 (wie Anm. 2); Wolfgang Kaschuba: Nation und Emotion. Europäische Befindlichkeiten. In: Ethnologia Europaea Vol. 28, 1989, 101–110.

12 Siehe Quenzel 2005 (wie Anm. 7), 136.

13 Inwieweit bereits die Europäisierung unseres Faches bedeutet, dass wir Europa als kulturellen Raum ausmessen und allein dadurch selbst affirmativ an der kulturellen Konstruktion Europas beteiligt sind, ist eine an dieser Stelle nicht beantwortbare Frage – auch hier wären wohl interessante Unterschiede im Umgang mit dem nationalen Erbe in den westlichen und östlichen postsocialistischen Volkskunden zu beobachten. Siehe hierzu auch Reinhard Johler: Eine Ost-West-Ethnographie. Volkskundliche Perspektiven auf Europa. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde Jg. 96, 2000, 187–200.

gen von gemeinsamem oder getrenntem Erbe gibt es hier nicht nur in Folge der offiziellen Anerkennung Deutschlands als Einwanderungsland nach der Staatsbürgerschaftsreform und den neuen Einwanderungsgesetzgebung, sondern speziell auch durch die deutsch-deutsche Vereinigung. Angesichts einerseits der „neuen Deutschen“, d.h. der hier geborenen Kinder von MigrantInnen mit deutschem Paß, und andererseits der „neuen BundesbürgerInnen“ in Ostdeutschland sind seit den 1990er Jahren geschichts- und identitätspolitische Debatten verstärkt zu beobachten, mittels derer sich der Nationalstaat als neu zusammensetzende Erbgemeinschaft zu konturieren sucht. In diesen beiden Kontexten vor allem finden sich gruppenspezifische Auseinandersetzungen mit einem überlieferten kulturellen Repertoire des Nationalen sowie auch diesbezügliche Umcodierungen und Neuschöpfungen.

Im Folgenden werden zunächst einige Überlegungen zur Konjunktur der Erinnerungs- und Identitätsdebatten nach der deutsch-deutsche Vereinigung vorgestellt. Es geht um die neu ausgerufenen „Berliner Republik“ der 1990er Jahre auf der Suche nach neuen Geschichtsbildern. In einem weiteren Abschnitt soll dann die Debatte um das kulturelle Erbe vor dem Hintergrund des sich zum Einwanderungsland umbauenden und damit öffnenden Nationalstaates ebenfalls schlaglichtartig beleuchtet werden.

„Nation heißt sich erinnern“¹⁴: Inszenierungen von Geschichte in der „Berliner Republik“

Bei dieser „Nations(neu)bildung“, wie der Historiker Christian Meier den sich nach der Wende umbauenden Nationalstaat mit einer neuen Hauptstadt im zum Teil hymnisch gefeierten zweiten Gründerboom einmal charakterisierte¹⁵, sind es insbesondere Motive der Zeitgeschichte, die in dieser liminalen Phase zu identitätspolitischen Zwecken repräsentiert und oft vor allem für tagespolitische Entscheidungen instrumentalisiert wurden. So montierte der ehemalige Bundeskulturminister Michael Naumann während des Bundestagswahlkampfes im Jahr 2002 die Öffnung der „großen deutschen Geschichtstruhe“ aus „tagespolitischen Motiven“. Die dem entsprechenden ZEIT-Leitartikel¹⁶ beigelegte Illustration von Wieslaw Smetek montierte die zentralen, miteinander verketteten Erinnerungsmotive zu einer ineinander gestaffelten Erinnerungslandschaft. Auf der bundesdeutschen Bühne der Gegenwart, die von einem schwarzrotgoldenen Vorhang umrahmt wird, sind demnach als noch immer präsentierte Vergangenheit aufgebaut: am Horizont die Pickelhauben aus Kaisers Zeiten und davor die NS-Soldaten mit „Hitler-Gruß“, dann im Zentrum ein riesiges untergehendes Flüchtlingsschiff (die „Wilhelm Gustloff“) und, ganz im Vordergrund als Grund der Inszenierung, das Brandenburger Tor mit der gerade vom Volk mit wehenden Fahnen gestürzten Mauer.

Dass diese in die Gegenwart wirkende Vergangenheit des Erbes ein zentraler Bezugspunkt des „Wir-Gefühls“ und politischen Handelns in Deutschland darstellt, zeigte sich z.B. bei

14 Dieses Zitat stammt von Aleida Assmann als Auseinandersetzung mit der „Suche der Deutschen nach einem neuen Gedächtnis“ im Kontext der Debatte um das Holocaust-Mahnmal, siehe Aleida Assmann: Zwischen Pflicht und Alibi. In: die tageszeitung, 20.3.1996, 12 f.

15 Christian Meier: Die Nation, die keine sein will. München 1991. - Siehe zur Hauptstadt-Euphorie der 1990er Jahre auch Wolfgang Kaschuba: Zwischen Niemandsland und Residenz. Die Neukodierung des öffentlichen Raumes am Beispiel Berlins. In: Planerin, 2000, H. 3, 5-7.

16 Michael Naumann: Ein Land im Rückwärtsgang. In: Die Zeit, Nr. 9, 21.2.2002, 1.

den Instrumentalisierungen des Holocaust sowohl von den Gegnern als auch von den Befürwortern des Kosovo-Einsatzes deutscher Soldaten: „Nie wieder Krieg von deutschem Boden ausgehen lassen“ versus „nie wieder Konzentrationslager vor unserer Haustür“ – die im politischen Tagesgeschäft gezogenen „Lehren aus der Geschichte“ sind vielfältig.¹⁷

Insbesondere das Erbe des Nationalsozialismus dient(e) der „Berliner Republik“ als identifikatorischer Fluchtpunkt eines „Landes im Rückwärtsgang“¹⁸, dem es noch an den globalen Herausforderungen angemessenen, zukunftsfähigen politischen Fundierungen des Gemeinwesens fehle.¹⁹

Mit der Geschichtsverliebtheit als solcher hat Deutschland allerdings seit den 1990er Jahren keinen „Sonderweg“ begangen, wie Naumann unterstellte, sondern auch in anderen europäischen Ländern wie Frankreich läßt sich seit den 1980er Jahren eine verstärkte Orientierung an einem „nationalen Erbe“ beobachten: Etienne François stellt im Jahr 1995 die Frage, ob es in Deutschland in ähnlich unbefangener Weise wie in Frankreich, wo die „Lieux de mémoire“ von Pierre Nora²⁰ als beispielgebendes Werk nationaler Geschichtsschreibung innerhalb und außerhalb der Landesgrenzen wirkten, möglich sei, die Geschichte der nationalen „Erinnerungsorte“ zu schreiben:

„[...] wie Frankreich scheint auch Deutschland in eine Ära der Gedenkfeiern eingetreten zu sein [...]. Darauf weisen fünf Punkte hin: die Welle der Ausstellungen, die Serie der Gedenkfeiern, die wachsende Zahl historischer Museen, der Wettstreit der Verlage auf dem Markt für Nationalgeschichten und schließlich die [...] Entwicklung in der Forschung, die sich direkt oder indirekt von der Fragestellung der ‚Orte der Erinnerung‘ französischen Stils leiten läßt.“²¹

Während in Deutschland das Gewicht jedoch vor allem auf den Begriffen „Identität“ und „Erinnern“, insbesondere an die kurze Zeitspanne des Nationalsozialismus liege, gehe es in Frankreich, wo man mit viel Patriotismus die Idee und Geschichte der Nation trotz ihrer „dunklen Kapitel“ (Vichy, Algerienkrieg) viel weniger hinterfrage, tatsächlich explizit um das „nationale Erbe“, und zwar in einer breiteren zeitlichen Perspektive. Etienne François skizziert in seinem Essay des weiteren die sich wandelnden Funktionen dieser symbolischen Repräsentationen von Geschichte und Identität in Deutschland vor und nach der Wende.

„In dem Gedenkfieber, das sich Anfang der achtziger Jahre Westdeutschlands bemächtigt hat, spielte die Rivalität mit der DDR eine wesentliche Rolle – ob es sich dabei um Luther oder Friedrich II, Bismarck oder die Verschwörung des 20. Juli handelte.“²² Ging es, z.B. bei der Planung des Deutschen Historischen Museums in (West-)Berlin, ursprünglich um eine Antwort „auf die systematischen Versuche der DDR, das historische Erbe Deutschlands zu usurpieren“, und darum, dieses „gemeinsame Erbe“ zur Wahrung einer „gemeinsamen Identität“ zu bewahren?

17 Siehe zu diesen Zitaten aus Leserbriefen in Tageszeitungen im Kontext der Debatte um die deutsche militärische Beteiligung beim Kosovo-Einsatz Götz 2006 (wie Anm. 8), 569-572. Siehe zur Instrumentalisierung des Holocaust im tagespolitischen Geschäft seit dem ersten Golfkrieg auch Ulrich Speck: Zum öffentlichen Gebrauch der Shoah in Deutschland. In: Merkur 1999, H. 2, 121-127.

18 Naumann 2002 (wie Anm. 16).

19 Auch Speck 1999 (wie Anm. 17), 125, weist darauf hin, dass erst eine „Fundierung der Berliner Republik auf dem Politischen“, die „politische Fundierung des Gemeinwesens“ also, das „historische Ereignis“ davon entlasten würde, alltäglich und zu fast beliebigen Zwecken benutzt zu werden.

20 Pierre Nora (G.): Les lieux de mémoire, 7 Bde. Paris 1984-1992.

21 François 1995 (wie Anm. 1), 94.

22 Ebd., 100.

tität“ der Deutschen zu zeigen, so haben sich spätestens seit dem dritten Oktober 1990 die Rahmenbedingungen und dann auch die Funktionen dieses „Erinnerns“ verändert:

„Die Nation ist fortan eine feste Größe mit einer nahezu perfekten Entsprechung von Staat und Nation, politischer und Kulturnation – eine Tatsache, die in der Geschichte Deutschlands vielleicht einmalig ist. Diese Nation existiert zwar bereits als ein äußerer Rahmen, sie muß aber zugleich noch weitgehend mit Leben erfüllt werden, insbesondere in den Köpfen und Vorstellungen.“²³ Zu dieser inhaltlichen „Füllung“ des neuen nationalstaatlichen Raumes seien hier einige weitere Beobachtungen zumindest skizziert:

Gedenkkalender²⁴ und Jubiläen: Verdichtung und Beschleunigung der Erinnerungsanlässe

50 Jahre Kriegsende, 55 Jahre Befreiung von Auschwitz, 50 Jahre Grundgesetz, 10 Jahre Mauerfall, 10 Jahre Deutsche Einheit – die nationalen Jubiläen, wie sie sich besonders dann zum Ende des Jahrhunderts vor dem großen Jubiläum, der Millenniumsfeier, geradezu überschlugen – alle erinnerten sie an die unterschiedlichen, an die „dunklen“ und „hellen“ bundesrepublikanischen (Gründungs-)Mythen und trugen dazu bei, diesen neuen nationalstaatlichen Rahmen identitätspolitisch auszugestalten. Die lange fast vergessene, die bis in die 1960er Jahre hinein wenig geleistete gesellschaftliche Erinnerungsarbeit – und damit auch die Identitätsdebatten – blühten nicht zuletzt auch, wie es der Zeithistoriker Norbert Frei ausgedrückt hat, angesichts des nun in anderer Hinsicht drohenden Vergessens: Wenn die letzten Zeitzeugen des Nationalsozialismus sterben, markieren dann Historisierungs- und Musealisierungprozesse den Beginn einer anderen deutschen Identität(spolitik)?²⁵ Die Suche und Gestaltung „authentischer“ Erinnerungsorte in Form der Gedenkstätten zur Vergegenwärtigung der jüngeren deutschen Vergangenheiten – Nationalsozialismus und auch DDR – erlebt nicht zuletzt auch deshalb genauso eine Konjunktur wie allgemein die Aushandlungsprozesse eines kollektiven Gedächtnisses der nun größer gewordenen „Berliner Republik“ auf der Suche nach einem Selbstbewußtsein, das auch den Holocaust durch ein Mahnmal neben den exponierten nationalen Symbolen – Brandenburger Tor und Reichstag als Bundestag – einordenbar und als Teil der kulturellen Gedächtnisses repräsentierbar macht.²⁶

Dank dieser Jubiläen, Gedenktage und der Mahn- und Denkmaldebatten (aktuell über ein Denkmal zur deutschen Einheit in Berlin-Mitte), nimmt ein rituell begangenes Erinnern zu,

23 Ebd., 100. Nun gehe es primär um die Frage, wie sich Erinnerungen in Einklang bringen lassen, „die vierzig Jahre völlig getrennt waren“, was mit dem aus der DDR übernommenen Erbe anzufangen sei, z.B. den Denkmälern des Antifaschismus, von denen in allen postsozialistischen Ländern viele nach der Wende geschleift wurden.

24 Jarausch 1995 (wie Anm. 6).

25 Norbert Frei: Abschied von den Zeitzeugen. Erbantritt – Nationalsozialismus und Holocaust im Generationenwechsel. In: Süddeutsche Zeitung, 9./10.9.2000, 18.

26 Jan Ross (Vorspiele der Berliner Republik. Ein politisches Stimmungsbild. In: Merkur, 1999, H. 2, 108-119) kommentierte diese sich immer rascher ablösenden geschichtspolitischen Debatten und Feiern als Auftakt einer neuen „Berliner Republik“. Nach Ross seien z.B. die Diskussionen um den Bau des Holocaust-Mahnmals und insbesondere der Streit zwischen dem Schriftsteller Martin Walser und dem damaligen Zentralratsvorsitzenden der Juden Deutschlands, Ignaz Bubis, über den Umgang mit den NS-Verbrechen letztlich auch als eine Auseinandersetzung um die sich angeblich breitmachende „Schlußstrichmentalität“ und als Versuch einer Rückkehr zur „Normalität“, zu einem „neuen Selbstbewußtsein“ am Jahrtausendende in der neuen Republik, zu bewerten.

beschleunigt sich weiter, fächert sich thematisch auf und wird überdies breiteren Öffentlichkeiten einsichtig.²⁷ Aleida Assmann stellte angesichts dieser Verdichtung der Gedenkpraxis im Zusammenhang der Debatte um das Holocaust-Mahnmal eine „Trivialisierung“²⁸: nationalen Gedenkens fest, zu der die Medien, gerade auch durch die Popularisierung des Nationalsozialismus in Spielfilmen („Schindlers Liste“) und Fernsehserien beitragen, die in jüngster Zeit die Opferperspektiven betonen.

Zu einer Veralltäglichen vor allem der jüngsten Geschichte tragen neben entsprechenden Ausstellungen über Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Ost und West, z.B. im Deutschen Historischen Museum, insbesondere auch die mediengerecht inszenierten Jubiläums-Festivals rund um den Pariser Platz in Berlin, bei. Das historische Ereignis – Mauerfall, Wiedervereinigung – wird erst, gerahmt durch diese populären Feierpraxen anlässlich der Jahrestage, zu einer für die nationale Gedächtnisgemeinschaft konstitutiven Erinnerung stilisiert, die gerade aufgrund ihrer medienwirksamen ästhetischen Aufbereitung Beachtung findet. Verdichtet in bunten Bildern, geben die Medien die als erinnerenswert übermittelten Ereignisse in ihrer jeweiligen Interpretation vor. So ist es also insbesondere die Funktion der Jubiläumsfeierlichkeiten als Medien-Events, einen symbolischen Gedächtnisraum, eine nationale Erinnerungsgemeinschaft, zu erstellen und einen durch die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wieder möglichen oder notwendig erscheinenden nationalen Wissens- und Wertefundus auszuhandeln, zu reaktivieren und auch im Alltag durch multimediale Inszenierungen zu etablieren.

Die deutsch-deutsche Einigung war sicherlich noch vor Europäisierung und Einwanderung der dominante Auslöser und Grund für die neue Betrachtung des kulturellen Erbes. Dabei brachten Ost und West, und hier jeweils auch wieder die verschiedenen Generationen und Subgruppen, für die Erb-Auseinandersetzungen um Gewicht, Anteil und Deutung bis dato getrennter Erinnerungen bekanntlich recht unterschiedliche sozioökonomische, machtpolitische und mentale Voraussetzungen und Weltansichten mit. Was sollte aus dem öffentlichen Gedächtnis ausgelagert, welches Erbe angenommen und mit Hilfe welcher Medien und Formen weitergegeben werden?

In der großen Jubiläumsausstellung im Gropius-Bau in Berlin, „Einigkeit und Recht und Freiheit. Wege der Deutschen 1949 – 1999“²⁹ bildete die DDR neben der westdeutschen Erfolgsstraße mit dem hier zum „Erinnerungsort“ aufgestiegenen „Grundgesetz“, dem VW-Käfer, den „Helden von Bern“ und der D-Mark, lediglich eine Sackgasse. Mit Hilfe der hier

27 Konrad Jarausch 1995 (wie Anm. 6) sprach angesichts dieser Befunde von einer „Feuilletonisierung“ der Erinnerung, deren „Wächter“ längst die Journalisten (und nicht im engeren Sinn die fachwissenschaftlichen Zirkel) seien, und brachte in diesem Zusammenhang den Begriff des „Gedenkkalenders“ auf. - Das Haus der Geschichte in Bonn oder das Deutsche Historische Museum in Berlin, das wie neuerdings das DDR-Museum auf einer Standardroute der Berlin-Touristen liegt, sind nationale Institutionen, die mit Ausstellungen wie z.B. über die „Mythen der Nationen“ oder über den „Holocaust“ und immer wieder zu Ost-West-Unterschieden und -gemeinschaften den nationalen Bezugsrahmen für Geschichtsbetrachtung zwar in ein weiteres gesamteuropäisches Bezugsfeld stellen, aber eben doch zunächst primär zur Ausbildung eines Bewußtseins für das nationale Eigene in seiner historischen Dimension beitragen.

28 Assmann 1996 (wie Anm. 14), 12. Erinnert sei zuletzt an die soap-artigen Zweiteiler über „Flucht und Vertreibung“, über den Krieg gegen die Zivilbevölkerung im Bombardement auf Dresden oder über den Untergang der „Gustloff“.

29 Eine Gemeinschaftsausstellung des Deutschen Historischen Museums, des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, 23.5. – 3.10.1999 im Martin-Gropius-Bau, Berlin.

vermittelten Nachkriegs-Ikonen aus Politik und Alltag ließen sich die Überlegenheit des westlich-kapitalistischen Staats- und Wirtschaftsmodells gegenüber der hier weniger repräsentierten DDR-Nachkriegsgeschichte demonstrieren und im übrigen auch dem dunklen Gründungsmythos Auschwitz ein Erfolgsmodell des Wirtschaftswunder- und Verfassungs-Staates, eine helle Gründungsgeschichte, entgegen stellen: Demokratie und Freiheit, symbolisiert in der Verfassung, Deutschland benötigte in den 1990er Jahren, gerade um sich in Europa nach der „Wiedervereinigung“ als verlässlicher demokratischer Staat zu positionieren, einen solchen passenden Gründungsmythos, der das Land an die Seite der anderen westlichen Nationen stellt. In den medialen Inszenierungen des in allen Tageszeitungen mit Sonderbeilagen und eigenen Serien gefeierten Jubiläums „50 Jahre Bundesrepublik“ war entsprechend der von den Eliten viel beschworene „Verfassungspatriotismus“ als die von den Eliten propagierte spätmoderne Form, nationale Zugehörigkeit und Verantwortung zu empfinden, die zu popularisierende Leitidee.³⁰

Die viel beschriebene „Ostalgia“³¹, die Honecker-Parties der letzten Jahre, das neu eröffnete ästhetizistische und damit, so die öffentliche Kritik, „beschönigende“ Alltagskultur-Musealisierungprojekt des neuen DDR-Museums in Berlin, oder Spielfilme wie „Go, Trabi, Go“, „Sonnenallee“ und „Good bye Lenin“ sind solche Formen, mit deren Hilfe im, wie der Osten oft monierte, hegemonialen Geschichtsdiskurs unterdrückte Motive nachgestellt werden. Es sind die alltäglichen subjektiven Erinnerungen an ein untergegangenes „kleines Land“, die hier neben und trotz Staasiknast und Mauer inszeniert werden, und zwar mit oft tragischer Komik, humoristisch und melancholisch zugleich, als Anker für die eigene Erinnerung und Selbstverortung und dabei auch breitenwirksam für das kollektive Gedächtnis.³²

Erbe auf dem Prüfstand: Kontext Einwanderung

Ein weiterer Kontext, in dem ein „kulturelles Erbe“ in den letzten Jahren genauer auf dem Prüfstand steht, ist die Einwanderung. Welches Erbe sollen, müssen und können Einwanderer teilen? Wie, so fragen Geschichtsdidaktiker und Bildungsforscher, können und sollen Einwanderer gerade mit dem Holocaust als nationalem Erbe umgehen lernen?³³ Läßt sich Verantwortung in einer modernen Zivilgesellschaft nicht ohnehin nicht entlang ethnischer

30 Siehe ausführlicher zu diesem identitätspolitisch relevanten Ereigniskomplex Irene Götz: Regionale Forschung in transnationaler Perspektive. Anmerkungen zum Erkenntnispotenzial ethnographischer „Ost“-/„West“-Studien. In: Sächsisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 19, 2007, 157-175.

31 Thomas Ahbe: Ostalgia. Erfurt 2005. „Ostalgia“ ist demnach einerseits ein Laien-Diskurs, der sich gegen ein hegemoniales Geschichtsbild, das die DDR als „verbrecherische Diktatur“ und „marode Wirtschaft“ beschreibt, richtet, andererseits ein kommerzielles Konzept der Vermarktung von „Ost-Identität“. Das neue DDR Museum an der Spreepromenade in Berlin-Mitte (www.ddr-museum.de) produziert ein DDR-Bild, das sich aus beiden Aspekten zusammensetzt, ergänzt durch Bezüge zu Unrecht und Überwachung.

32 Wolfgang Becker: „Good bye Lenin“, Produktion: Stefan Arndt, Katja de Bock, Andreas Schreitmüller, Regie: Wolfgang Becker. Produktionsfirma: X-Filme Creative Pool, WDR, arte, Deutschland 2003, 121 min. – Leander Haußmann: „Sonnenallee“. Produktion: Claus Boje & Detlev Buck, Regie: Leander Haußmann, Produktionsfirma: Boje Buck Produktion, Deutschland 1999, 101 min. – Florian Henkel von Donnersmarck: „Das Leben der Anderen“, Produktion Quirin Berg & Max Wiedemann, Regie: Florian Henkel von Donnersmarck, Produktionsfirma: BR, Creado Film, Wiedemann & Berg Filmproduktion, arte, Deutschland 2006, 137 min. – Peter Timm: „Go, Trabi, Go“. Produktion: Reinhard Kooß, Regie: Peter Timm, Produktionsfirma: Bavaria Film, BR, SR, Deutschland 1991, 90 min.

33 Siehe z.B. Bernd Fechner, Gotfried Kößler, Till Liebertz (Hg.): Erziehung nach Auschwitz in der multikulturellen Gesellschaft. Pädagogische und soziologische Annäherungen. Weinheim, München 2000.

Erblinien bestimmen? Wenn Opfer und Täter weggestorben sind, spätestens dann sind wir ohnehin alle, egal welcher Abkunft, Zeugen und teilen aus dieser generalisierten und damit ent-ethnisierten Zeugenperspektive der Nachgeborenen die Verantwortung, zukünftige Völkermorde zu verhindern. Dieser von Daniel Levy und Nathan Sznajder so charakterisierte Übergang zu einer globalen Zeugenperspektive, zu einer kosmopolitischen werdenden Erinnerung – der Holocaust als Schlüsselsymbol für das allgemeine „Menschheitsverbrechen“ – bedeute allerdings „keineswegs das Ende der nationalen Gedächtnisstrukturen, sondern ihre Verwandlung in ein komplexes [...] Terrain“, [...] „auf welchem verschiedene Gruppen unterschiedliche Interpretationsmuster für das Globale haben.“³⁴

Diese ent-ethnisierte und sich partikularisierende Betrachtungsweise von Aspekten des kulturellen Erbes wie auch nationaler Repräsentation zeigte symbolisch konkret und breitenwirksam z.B. die deutsch-türkische Popband „Sürpriz“, die auf dem 44. Grand Prix Eurovision Deutschland in Jerusalem mit einem dreisprachigen Song vertrat. Die türkischstämmigen Bandmitglieder demonstrieren dort als nationale Helden eines neuen popkulturellen Typs durch eine Kranzniederlegung ihre Verbundenheit mit der deutschen Geschichte beziehungsweise mit deren Opfern.³⁵

Können die Einwanderer ihrerseits ihr kulturelles Erbe, ihr mitgebrachtes Gepäck in einen neu zu verhandelnden Bestand an Werten und Wissen in der neuen Staatsbürgernation einbringen? Wieweit und mit welchen Folgen für eine hybride Identitätsbildung vernachlässigen oder modifizieren sie ihr mitgebrachtes Familienerbe zugunsten geforderter oder selbst gewählter Akkulturationsbestrebungen?

Leitkulturdebatten legen mit ihren vielfach hegemonialen Akkulturationsideologien und Konzeptionalisierungen von Mehrheits- und „parallelen“ Minderheitsgesellschaften ein verbindliches Erbe fest. Doch, worin soll dieses Erbe eigentlich bestehen? Geht es lediglich um die Beherrschung der deutschen Sprache (welchen Standards?), um die Achtung der Verfassung und zivilgesellschaftlichen Werte oder aber vor allem um einen Kanon von kulturellen Praktiken, Symbolen und historischen Wissens im Sinne der „altdeutschen Orgeltöne vom ‚christlichen Abendland‘ [...] aus dem Notenbüchlein Oswald Spenglers“, wie Michael Naumann den Xenophobie schürenden „Leitkultur-Schutzgedanken“³⁶ einmal pauschal kritisierte?

Inzwischen orientieren sich Einbürgerungstests und Integrationskurse³⁷ tatsächlich außer an Sprachkenntnissen auch an staatsbürgerkundlichem Wissen über die Grundwerte und deren Akzeptanz sowie an einem historischen und landeskundlichen Lexikonwissen. Die Kulturnation der „Dichter und Denker“ erweist in solchen Tests wieder und führte im Jahr 2006, als in Deutschland wie Österreich entsprechende Fragebögen-Entwürfe durch die Presse gingen, zu heftiger Kritik an einem gleichermaßen elitären wie unsinnigen und oberflächlichen Testverfahren. Das Quiz-Format – Frage Zwei des hessischen Entwurfs: „Nennen Sie drei Flüsse,

34 Daniel Levy, Nathan Sznajder: Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust. Frankfurt/ M. 2001, 38 f.

35 Dass sie zu Protokoll gaben, sich „irgendwie beteiligt an dem Ganzen“ zu fühlen, „an dem Judenmord nämlich, für den die Türken bisher ja noch nicht geradzustehen hatten“, wurde in der Süddeutschen Zeitung mit gewissem Sarkasmus belegt. Siehe Edo Reents: „Abba lebt“. Der Grand Prix Eurovision und seine göttliche Botschaft. In: Süddeutsche Zeitung, 21.5.1999, 21.

36 Ein Spiel mit Emotionen. Spiegel-Gespräch mit Michael Naumann. In: Der Spiegel, Nr. 46, 13.11.2000.

37 Nicole Möhle: Integrationspolitik am Beispiel der Berliner ‚Integrationskurse‘. Orientierung per Verordnung? Beobachtungen aus dem Kursalltag. Berlin (M.A. HU, Europäische Ethnologie, Masch.) 2006.

die durch Deutschland fließen!“ oder in Tirol: „Wie heißt der höchste Berg Tirols?“³⁸ – war Anlaß für parodistische Fragespiele der Presse, wie z.B. in einem „Einbürgerungstest“ für Neu-Berliner: „Nennen Sie die drei höchsten Berge Berlins und deren Höhe!“, so ulkte die Berliner Zeitung.³⁹

In Deutschland lassen sich in jüngster Zeit jedoch auch offizielle identitätspolitische Aktionen beobachten, welche die Einwanderer nicht auf ein normatives kulturelles Repertoire einschwören. Ein als Integrationshilfe für Neubürger konzipiertes „Handbuch für Deutschland“, das von der „Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration“ (BAMF) herausgebracht wurde, ist zwar ebenfalls nicht frei von Entdifferenzierungen (regionaler und sozialer Vielfalt) bei der Aufbereitung von Landeskunde und Geschichte, deutscher Kultur und deutschem Alltag. Doch werden hier durch eine transkulturelle Perspektive – „typisch deutsch“ ist europäisch, international und multikulturell⁴⁰ – Anknüpfungspunkte für die Integration und Identifikation von eingewanderten Neubürgern gegeben, auch wenn die Beispiele dieser transkulturell erweiterten Alltagskultur oft auf stereotype ästhetisch präsentierte Bildschablonen reduziert erscheinen. Aber immerhin, mit französischem Baguette und türkischem Fladenbrot, mit Integrationsnarrativen türkischer Restaurantbesitzer und „Ruhrpolen“, mit der „Love Parade“ und dem Berliner „Karneval der Kulturen“ wird doch – im Vergleich zum überlieferten nationalen Bilderreservoir der deutschen „Dichter und Denker“ oder der Trachten- und zeitlich stillgestellten Deutschtümel – ein relativ offenes, prozesshaftes Bild einer „Einwanderungsgesellschaft“ gezeigt, das neuerdings alltagskulturelle Aspekte und Lebensweisen in den Mittelpunkt stellt und fast beliebig scheinende Anknü-

38 In einem Skriptum der Tiroler Landesregierung zur Vorbereitung auf den Test werden die Einbürgerungswilligen entsprechend über den „längsten Fluss“, den „größten See“, den „höchsten Berg“ Tirols und natürlich zuvörderst über Landeswappen, den Schutzheiligen und die Geschichte des Landes informiert; siehe: Amt der Tiroler Landesregierung, Abteilung Staatsbürgerschaft (Hg.): Geschichtliche Grundkenntnisse über das Bundesland Tirol. Lernunterlage des Landes Tirol für die EinbürgerungsbewerberInnen gemäß §10a des Staatsbürgerschaftsgesetzes 1985, Innsbruck 2006, siehe auch <http://www.eiermuli.de/satire/einbürgerungstests.html> (!!) [Zugriff am 11.6.2007]. Siehe auch zu dem Vorschlag des Innenministeriums in Österreich für einen Einbürgerungstest, Tiroler Tageszeitung, 21.3.2006. und Tiroler Tageszeitung, 21.3.2006 (Fragenkatalog sorgt für Irrungen und Wirrungen“).

39 Berliner Zeitung, 27.3.2006, 20 („Ich bin ein Berliner?“). Nun wolle „auch die Berliner Union einen Einbürgerungstest für Ausländer, die Deutsche werden wollen.“ Hier wird auf den Fragebogen der hessischen CDU-Landesregierung angespielt, der in jenen Tagen durch die Presse ging und heftige Kritik auslöste: 100 Fragen zu Geschichte, Politik, Kultur und Geografie Deutschlands für einbürgerungswillige Ausländer sollten „Grundlinien deutscher Geschichte“ von Reformation bis Mauerbau abfragen und des weiteren die Verfassungstreue der Einbürgerungswilligen prüfen – „Welche Erziehungsmaßnahmen sind [Eltern] erlaubt, welche Handlungen sind verboten? (Frage 46) – und Wissen über Parlament, Regierung und Streitkräfte sowie über Bundesstaat, Rechtsstaat und Sozialstaat abfragen. Auch „Kultur und Wissenschaft“ war ein eigener Block gewidmet, in dem z.B. nach „drei wichtigen deutschen Philosophen“, jeweils einem Werk von Goethe und Schiller, dem Komponisten der „Ode an die Freude“, Nobelpreisträgern, der Kassler „Documenta“, dem „Wunder von Bern“, Johann Gutenbergs Erfindung oder dem Begriff „Meinungs- und Pressefreiheit“ gefragt wurde und die Kulturnation der „Dichter und Denker“ fröhliche Urständ feierte. Siehe Berliner Zeitung, 17.3.2006, 8 (Abdruck der „100 Fragen für Einwanderer“) und zu entsprechender Kritik, vor allem auch von Einwandererverbänden, die nicht die Abfrage von „kulturellem Wissen“ an sich, sondern den elitären Charakter des Tests und vor allem die „Gesinnungsprüfung“ kritisierten. Siehe auch „Tagesspiegel“, 17.3.2006, 5 („Test auf hohem Niveau. Abgeordnete mit ausländischer Abstammung beurteilen den hessischen Fragenkatalog zur Einbürgerung“).

40 Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hg.): Ein Handbuch für Deutschland. Berlin 2003 (2. Aufl. 2005), hier: 29.

fungspunkte für alle bietet. Besonders im historischen Teil wird deutsche Geschichte als die transkulturelle Geschichte einer „Einwanderungsgesellschaft“ gezeichnet, in der Hugenotten, polnische Einwanderer, Flüchtlinge und die Arbeitsmigranten der Nachkriegszeit das kulturelle Leben, eine Hoch- wie auch die Alltagskultur mitgeprägt haben.⁴¹

Insofern ist die hier vorgeführte nationale Inszenierung relativ neu, wenn sie sich bemüht, vom „kulturellen Erbe“, dem Goethekult und den „Sauerkrautmahlzeiten“ oder auch von den besonders in Deutschland gepflegten tabubehafteten antinationalen Haltungen der Nachkriegszeit weg und hin zu für EinwandererInnen in ihrem neuen Alltag greifbareren und einladenderen Motiven zu kommen. Auch wenn das Handbuch als Orientierungshilfe zu oberflächlich sein mag und sicherlich einem homogenen Gesellschaftsentwurf Vorschub leistet⁴², so läßt es sich doch als eine symbolische Geste interpretieren, in diesen additiven bunten Kulturreigen die eigene Stimme, die eigene Farbe und Tradition mit einzuspielen und auf diese Weise hier anzukommen.

„Markenhase und Riesenbratwurst, purzelnde Weihnachtsmänner und Wachmaschinen, Fußball und Formular kommentieren gleichsam ironisch Charakteristisches im deutschen Alltag“.⁴³ Wie weit entfernt ist diese mit Augenzwinkern vorgeführte collagenartige Zitation traditioneller Motive des „kulturellen Erbes“ doch vom ernstesten Nationalismus der Moderne mit seinen Bekenntniszwängen.

Dieses Handbuch ist ein Indiz dafür, dass die in den mittel- und nordeuropäischen Staaten vielfach in den letzten Jahrzehnten zu beobachtende Perspektivverschiebung vom ernstesten hin zu einem spielerischen, „informellen“ Nationalismus⁴⁴ auch hier auf dem Vormarsch ist. Es ist ein Nationalismus, der alles und nichts bedeuten kann, der beispielsweise Nationen als Markenartikel bewirbt und im Falle etwa des unter Tony Blair im Millennium Dome inszenierten „New Britain“ alle Bürgerinnen und Bürger in eine idealisierte ökonomisch potente Mittelschichtsgesellschaft eingemeindet.⁴⁵ So werden die alten Nationalstaaten im neuen Europa zu Erlebnisgesellschaften und Wirtschaftsstandorten, müssen mit ihrer typischen Warenkultur „Profil“ zeigen und entsprechend in von Marketingagenturen inszenierten Kampagnen „national branding“ betreiben.⁴⁶

Das Nationale wird landauf, landab in Europa, jedenfalls in bestimmten Kontexten, veralltägligt und ironisch gebrochen. Es ist sicherlich immer noch, zumal im östlichen postsozialistischen Europa und auch hierzulande in anderen Kontexten, eine ernste und ernst zu nehmende Homogenisierungs- und damit zugleich Ausgrenzungsstrategie, die sich dabei auf

41 Ebd. 30-35.

42 Siehe zu einer entsprechenden Kritik Gudrun M. König: Gebrauchsanleitung für Deutschland – Strategien nationaler Selbstdarstellung. In: Social Geography Discussions, 3, 2007, 159–182, www.soc-geogr-discuss.net/3/159/2007/ (Zugriff 3.4.2008).

43 Ebd. 174.

44 Jonas Frykman: The Informalization of National Identity. In: Ethnologia Europaea Vol. 25, H. 1, 1995, 5–15.

45 Silke Meyer: „Cool Britannia“: Zur Konstruktion des Nationalen im Millennium Dome, London. In: Zeitschrift für Volkskunde Jg. 101, H. 1, 2005, 49-68.

46 Angesichts der von den Einwanderern mitgebrachten Traditionen, blühen auch überall Leitkulturdebatten. Dies geschieht, wie z.B. von Orvar Löfgren in Schweden immer wieder beobachtet (z.B. Löfgren 1989), ebenfalls, wie in diesem „Handbuch für Deutschland“ durch Auflistungen „typisch schwedischer“ Objekt-Ensembles und „Top Ten“s nationaler Praktiken und informeller Symbole (vom schwedischen Weihnachtsfest, über bestimmter Speisen bis zu romantisch verklärten Kindheitserinnerungen an bestimmte Stimmungen und Lektüren). In Schweden jedenfalls werden diese bereits seit den 1980er Jahren und auch im Kontext Einwanderung mit eigener Gelassenheit und Augenzwinkern geführt.

ein alt überlirtetes approbiertes kulturelles Erbe beruft.⁴⁷ Aber immer häufiger finden sich auch neue Umgangsweisen mit diesem Erbe und offenere semantische Belegungen von „nationaler Kultur“ und „nationaler Identität“.

So stehen auch, um es mit Aleida Assmanns Begrifflichkeiten auszudrücken, der „abstrakten Synthese einer Geschichte im Singular [...] heute die vielen unterschiedlichen, z.T. einander widerstreitenden Gedächtnisse gegenüber, die ihr Recht auf gesellschaftliche Anerkennung geltend machen. Niemand wird leugnen, dass diese Gedächtnisse mit ihren je eigenen Erfahrungen und Ansprüchen zu einem umkämpften, vitalen Teil der Gegenwartskultur geworden sind.“⁴⁸ Nochmals in anderen Worten: Es gibt also weder die eine Erbegemeinschaft, noch das eine Erbe, sondern spezifische Akteursgruppen, Erbpolitiken und -auseinandersetzungen, die je nach Kontext diesseits oder jenseits des Nationastaates, entlang regionaler (Ost/ West), milieuspezifischer und sogar ethnischer Linien (Einheimische und Zuwanderer) oder auch quer dazu geführt werden. Diese situativen, kontextspezifischen Aushandlungsprozesse, die „Erb-Streits“, zu beobachten und zu analysieren, erscheint als eine wichtige europäisch-ethnologische Forschungsaufgabe und überdies als ein geeigneter Fokus auf die sich wandelnden, pluraler werdenden Identitätskonstruktionen im gegenwärtig sich entwickelnden europäischen Raum.

47 Weiterführende Untersuchungen würden überdies erbringen, dass der Umgang mit dem „nationalen“ kulturellen Erbe in Mittel- und Nordeuropa sich dadurch auszeichnet, dass er vergleichsweise entspannt ist und vielerorts spielerisch die Trivialitäten des Alltags einbezieht. In den osteuropäischen postsozialistischen Ländern scheinen dagegen gerade auch wegen der zum Teil erbitterten geschichtspolitischen Auseinandersetzung, die um die Integration der partikularen Gruppengedächtnisse und Erinnerungen an den Sozialismus geführt werden, Tendenzen eines ernsteren Berufens auf das viel ältere „nationale Erbe“, das vom Sozialismus nicht „verunreinigt“ ist, auf dem Vormarsch zu sein. Die öffentliche Inszenierung lange zurück reichender Stoffe und Legenden dient der politischen Legitimation und nationalen „Erneuerung“. Siehe Götz 2007 (wie Anm. 30).

48 Aleida Assmann: Erinnerungsräume – Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999, 15 f.

Von „ArbeiterflinserIn“ und vom „Schleichen“

Überlegungen zu „neuen Bräuchen“ im Bezirk Liezen (Steiermark)

Michael J. Greger

Am Anfang von Überlegungen zu „neuen Bräuchen“ ist es, wenngleich man die Gefahr erkennt, allzu Bekanntes zu wiederholen, notwendig, kurz das glatte und weitläufige Parkett der Brauchdefinitionen zu betreten. Ohne hier die verschiedenen, in geschliffene, lange Satzkonstrukte verpackten Definitionen auszubreiten, kann mit Andreas C. Bimmer gesagt werden, dass sich die meisten der Brauchdefinitionen entweder bei „Konzepten des sozialen Handelns“¹ verorten lassen oder bei „Theorien der Kommunikation“². Als Beispiele sei auf die wegweisenden Definitionen z. B. von Martin Scharfe (1970/1991)³ oder Ingeborg Weber-Kellermann (1985)⁴ hingewiesen.

Für meine Arbeit hat sich die Definition von Ulrike Kammerhofer-Aggermann und Lucia Luidold (Salzburg) als nützlich erwiesen, die ich deshalb hier ausführlicher referieren möchte. So definieren Kammerhofer und Luidold:

„Bräuche stellen aus Sitten und Normen erwachsene, gemeinschaftsbezogene sowie gemeinschaftsbildende, ritualisierte Handlungen von großer Signalwirkung dar, die einem jeweiligen Handlungsrahmen [...] entspringen. [...] Bräuche sind Verhaltensformen oder Verhaltensmuster, die dem Konsens einer Gruppe entspringen und die Konformität der Gruppe garantieren. Als fixer Bestandteil eines Festkreises (Handlungsanleitung) oder einer Jahreszeit stellen sie auch Zäsuren im Jahr- und Lebenslauf dar, sie machen Zeit erlebbar und messbar.“⁵

Die empirische Basis zu meinen Ausführungen bildet eine bezirksweite Brauch-Erhebung überlieferter und neuer Bräuche im Jahreslauf. Diese habe ich, gemeinsam mit ehrenamtlichen Helfer(inne)n, hauptsächlich in den Jahren 2003 bis 2006 im Bezirk Liezen in der nördlichen Steiermark für den Verein Schloss Trautenfels, den Förderverein des „Landschaftsmuseums in Schloss Trautenfels“, im Rahmen eines von der Europäischen Union geförderten LEADER-Projekts, durchgeführt. Der Bezirk Liezen ist mit seinen 3.270 Quadratkilometern, bezogen auf die Fläche, der größte Österreichs. Insgesamt 51 Gemeinden von Pichl-Preunegg im

1 Andreas C. Bimmer: Brauchforschung. In: Rolf Wilhelm Brednich: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin 2001, 445-468, hier: 446.

2 Ebda. 446.

3 Martin Scharfe: Zum Rügebrauch. In: Hessische Blätter für Volkskunde 61/1970, 45-68. Wieder veröffentlicht in: Martin Scharfe (Hg.): Brauchforschung. (Wege der Forschung. Bd. 627). Darmstadt 1991, 184-215, hier: 194.

4 Ingeborg Weber-Kellermann: Saure Wochen. Frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München-Luzern 1985, 16.

5 Ulrike Kammerhofer-Aggermann; Lucia Luidold: Bräuche im Salzburger Land aufgelistet und erklärt. Begleitheft zur CD-ROM-Reihe. (Salzburger Beiträge zur Volkskunde. 16). Salzburg 2005, 26.